

Esmahan Aykol

Bakschisch

Roman

*Aus dem Türkischen von
Antje Bauer*

Diogenes

Die Originalausgabe
erschien 2003 bei Everest Yayınları, Istanbul,
unter dem Titel ›Kelepir Ev‹
Copyright © 2003 by Esmahan Aykol
Die ersten beiden Kapitel des
Buches wurden von der Autorin für die
deutsche Ausgabe leicht abgeändert
Umschlagfoto von
Grant Faint / The Image Bank /
Getty Images

Wieder für Ö.

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2004
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
120/04/52/1
ISBN 3 257 06443 8

Als ich am Montagvormittag zu meinem Buchladen ging, taxierte ich die auf dem Weg liegenden Häuser mit dem kritischen Blick eines Käufers. Ich muß zugeben, daß ich mich noch nie sonderlich dafür interessiert hatte, wann all diese großartigen Gebäude entstanden waren und wer überhaupt früher in dem kosmopolitischen Kuledibi gelebt hatte. Was ich weiß, ist schnell gesagt:

Kuledibi war bis in die fünfziger Jahre das Viertel der kleinbürgerlichen Juden. Nach der Gründung des Staates Israel verließen die meisten von ihnen die Türkei, in ihren Wohnungen bezogen Bauern aus Anatolien Quartier. Daraufhin setzten sich auch die noch verbliebenen Juden von Kuledibi in andere Stadtteile Istanbuls ab.

Nur wenig erinnert heute noch an die ehemaligen jüdischen Einwohner des Viertels: Neve Schalom steht hier, die größte Synagoge Istanbuls, eine weitere Synagoge, die kleiner, aber feiner ist, dann gibt es noch eine Metzgerei, die koscheres Fleisch verkauft. Und eben die »herrenlosen« Wohnungen und Läden, von deren Existenz ich erst drei Tage zuvor erfahren hatte.

Heute wohnen vor allem arme anatolische Migrantenfamilien mit vielen Kindern im Viertel. Tagsüber kommen noch die vielen Lampen- und Elektrogroßhändler dazu.

Seit einigen Jahren ist in Kuledibi allerdings ein Wandel zu beobachten. Ein paar Leute haben begonnen, hier Häuser zu kaufen und wieder herzurichten, dadurch verändert sich nach und nach der Charakter des Viertels. Früher war mein Buchladen das einzige Geschäft von Kuledibi, in dem etwas anderes als Lampen verkauft wurde. In letzter Zeit haben hingegen immer mehr Bars, Kneipen, Restaurants und selbst Luxushotels aufgemacht. Mittlerweile gibt es sogar eine – von einer Spanierin betriebene – Tapas-Bar, in der man einmal im Monat Paella bekommt, und für die Intellektuellen einen Jazzclub.

Gegen Mittag rief ich Candan an, in der Hoffnung, sie habe inzwischen die notwendigen Informationen eingeholt. Pelin war noch immer nicht zur Arbeit gekommen, und ich widerstand nur mit Mühe der Versuchung, sie anzurufen. Das ist der Nachteil, wenn man mit jungen Leuten zusammenarbeitet: Man erlebt jedes Auf und Ab in ihrem Leben mit. Wohingegen ich inzwischen eine so reife Frau war, daß ich sogar nach einem Streit mit meinem Liebhaber weiterleben konnte, als sei nichts geschehen.

Candan war wie immer großartig: Sie hatte für mich einen Namen und die dazugehörige Mobilfunknummer herausgefunden. Kasım Arslan, 0538 318 44 54. Varol Kara von der Generaldirektion für Stiftungen ließ ihm Grüße ausrichten.

Während ich wählte, schlug mir das Herz bis zum Hals.

Wir sprachen nur kurz über das Wesentliche. Über diese Art von Themen läßt man sich ohnehin besser nicht am Telefon aus. Wir verabredeten, daß ich Herrn Arslan abends nach Dienstschluß im Sultanahmet-Viertel treffen würde, im

Teegarten Duvardibi. Als mir einfiel, daß wir nicht ausgemacht hatten, wie wir uns erkennen würden, war es schon zu spät: Da hatte ich bereits aufgelegt. Ich fragte mich, ob ich wohl fähig war, einen bestechlichen Beamten allein an seinem Äußeren zu erkennen. Es würde ein guter Test sein, um zu sehen, wie gut ich die Türken kannte.

Ob Sie es glauben oder nicht: Nach kurzem Zögern fand ich unter einem guten Dutzend Tischen den von Kasım Arslan heraus. Das Testergebnis bewies ganz klar, daß ich inzwischen zu einer Türkei-Kennerin geworden war. Ich muß allerdings zugeben, daß mir einige äußere Faktoren dabei zu Hilfe gekommen waren. Im Teegarten war nämlich ein großer Teil der Tische mit jungen Paaren besetzt, deren Vorstellung von einem romantischen Abend ganz offensichtlich darin bestand, sich in einem Teegarten lautstark mit einer Art Katzenmusik beschallen zu lassen, die man hier »Arabesk« nennt.

An einigen anderen Tischen saßen türkische Familien, bestehend aus je zwei Erwachsenen und mindestens vier Kindern, die im Rahmen ihres Abendspazierganges hier Rast machten.

Ein paar nordeuropäische Touristen hatten sich an Tischen fern vom Schatten breitgemacht, hatten ihre Hosenbeine und die Ärmel ihrer T-Shirts hochgekrempt, um auch die letzten müden Sonnenstrahlen noch auszunutzen, und betrachteten mit unendlichem Erstaunen den Kaffeesatz in ihren Tassen. Ich hätte wetten können, daß die Deutschen unter ihnen gleich vom Kellner einen Löffel verlangen und den Kaffeesatz aufessen würden, denn die Deutschen sind

das einzige Volk, das noch im Erwachsenenalter den Krümeln nachtrauert, die sie als Kind auf dem Teller zurückgelassen haben.

Und dann gab es noch die vier Tische, an denen je ein Mann alleine saß. Der junge, durchaus gutaussehende Mann, der konzentriert in einem Buch las, konnte Arslan nicht sein. So viel Glück ist mir im Leben noch nie beschieden gewesen.

Der Mann am zweiten Tisch hatte das Pensionsalter schon längst überschritten.

Der Mann am dritten Tisch konnte Arslan sein.

Oder der am vierten.

Ich warte ja immer noch darauf, daß die Frauenmagazine ihre beliebte Frage an die Leserinnen »Wohin schauen Sie als erstes bei einem Mann?« auch mir einmal stellen. Also, bei den Männern am dritten und vierten Tisch schaute ich als erstes... O nein, da kennen Sie mich aber schlecht. Ich schaute auf ihre Schuhe.

Arslan, das war der mit den weißen Socken in den braunen Sandalen.

Er trug ein messerscharf gebügeltes, dunkelblaues Hemd.

Daß er widerlich nach Schweiß roch, bemerkte ich erst, als ich ihm gegenüberstand.

Er stand auf, und wir schüttelten uns die Hand.

Als ich am Dienstagmorgen aufwachte, waren meine Nerven zum Zerreißen gespannt. Vier lange Tage waren nun seit unserem Streit vergangen, und Selim hatte noch immer nicht angerufen. Ich setzte mich im Bett auf und massierte mir selbst die Schultern.

Dann stellte ich mich vor den Spiegel und schmierte mir eine Creme auf die Augen, die abschwellend wirken sollte. Aber meine Bemühungen zeigten keinen Erfolg. Also setzte ich meine schwarze Jackie O.-Sonnenbrille auf und beschloß, meine Zellulitis zu ignorieren und gleich an der Ecke, im Café Firuzağa, einen Mokka ohne Zucker zu trinken. Und noch etwas gönnte ich mir: Ich pfiff auf den fettverbrennenden Morgenspaziergang und nahm ein Taxi zum Laden.

Der Taxifahrer fuhr extrem schnell und bot mir dadurch einen willkommenen Anlaß, mit ihm einen Streit anzufangen. Die Türken fahren alle wie die Irren. Sie müssen immer ganz dringend irgendwohin, haben immer etwas überaus Wichtiges vor, und deshalb dürfen sie nie auch nur eine einzige Sekunde verlieren. Als ob sie durch diese Hast die Kluft, die sie von der zivilisierten Welt trennt, überbrücken könnten. Inzwischen sind hier sogar Digitalanzeigen an den Ampeln installiert worden, an denen man ablesen kann, wie viele Sekunden es noch dauert, bis die Ampel umspringt. Die Anzeige zählt absteigend: 20, 19, 18 ... 9, 8, 7... Wir leben in einem Land, in dem die Sekunden von lebenswichtiger Bedeutung sind! Grauenhaft. Immer wenn all die dicken Hausfrauen und bärtigen alten Männer mitbekommen, daß sie nur noch sieben Sekunden haben, bis die Fußgängerampel auf Rot schaltet, dann fangen sie an zu rennen, nur um nicht warten zu müssen, bis es wieder Grün wird. Ich frage mich, was sie mit den 51 Sekunden anfangen, die sie durch das Hasten gewonnen haben.

Mein Taxifahrer war noch schlimmer als diese Fußgänger. Die Taxifahrer spinnen sowieso alle. Manche sind vielleicht noch halbwegs normal, wenn sie mit dem Taxifahren

beginnen. Aber nach einem Jahr Autofahren in Istanbul flippt der normalste Mensch aus.

Dennoch war es gut, daß ich heute morgen nicht mit dem Auto, sondern mit dem Taxi gefahren war. Streitereien mit Taxifahrern wirken auf mich beruhigend. Wie eine Shiatsu-Massage. Oder wie Aromatherapie. Erst tröpfelt man ein paar unterschiedliche Öle ins Jacuzzi, dann bleibt man eine Viertelstunde im lauwarmen Wasser liegen, danach reibt man die Muskeln mit denselben Ölen ein. Hinterher riecht man wunderbar und ist völlig entspannt.

Ganz entgegen meiner Gewohnheit gab ich dem Taxifahrer ein Trinkgeld.

So ab zwei Uhr nachmittags begann die Creme, die ich mir auf die Augen aufgetragen hatte, ein bißchen Wirkung zu zeigen, und ich sah wieder wie ein Mensch aus. Ich saß mit Pelin zusammen im Laden. Wir rauchten eine Zigarette nach der anderen und schwiegen uns an. Es war nichts los an diesem Tag. Drei magere Bücher hatten wir verkauft. Ich beschloß, Lale anzurufen, falls in der nächsten halben Stunde nicht ein Wunder in meinem Leben geschehen würde. Meine rechte Schädelseite war vor Kopfschmerzen wie betäubt. Kurz zuvor hatte ich zwei Aspirin geschluckt. Da ich seit gestern abend nichts mehr gegessen hatte, fing jetzt auch mein Magen an weh zu tun.

In diesem Moment beneidete ich all die Frauen wahn-sinnig, deren Hauptsorge darin besteht, daß sie ihre fünf-jährige Tochter unbedingt im Kindergarten einer guten Schule unterbringen wollen, beim Deutschen Gymnasium zum Beispiel, und die hektisch in der Gegend herumtelefo-

nieren, um sich eine Empfehlung zu besorgen. Diese Art von Sorgen hätte ich auch gern gehabt. Altersgemäße Sorgen.

Ich wünschte mir blondierte Freundinnen, die in Wohnblöcken mit Swimmingpool wohnten, sich über ihre schnarrenden Männer beklagten, silberne Ballerinas trugen und die Sozialdemokraten wählten.

Ich wünschte mir, Ziele im Leben zu haben wie etwa ein Kilo, ein einziges Kilo abzunehmen. Ich hätte in diesem Moment gerne lange, dünne Frauenzigaretten mit Blümchenfilter geraucht und Danielle Steele gelesen. Ich hätte mich gerne bei meinen Freundinnen über mangelnden Sex in meiner Ehe beklagt. Ich hätte gerne Mariah Carey gehört und dabei geweint.

Mein Mobiltelefon klingelte. Ein einziges Mal. Dann war es wieder still.

Aufgeregt wie ein Schatzsucher... lächerlich aufgeregt... mit vor Aufregung zitternden Händen ging ich ins Menü meines Mobiltelefons, zu den unbeantworteten Anrufen. Da stand eine Nummer. Aber nicht die von Selim. Es war nicht Selims Geheimnummer, die auf dem Display unterdrückt wird. Es war eine ganz normale Nummer.

Ich wählte und klapperte dabei vor Aufregung mit den Zähnen.

Und wer war es, der mich angerufen hatte? Arslan, der bestechliche Beamte des Nationalen Katasteramts.

Ob es einem paßt oder nicht: Das Telefon bindet den Menschen ans Leben. Nachdem ich mit Arslan gesprochen hatte, ging es mir besser. Er habe eine gute Nachricht für mich, wir sollten uns am Abend treffen, am selben Ort und

zur selben Zeit, ich hatte also ein Rendezvous mit jemandem, und schon ging es mir besser. Ich aß einen doppelten Käsetoast, trank einen Tee und ging in die Apotheke und kaufte mir Migränetabletten. Und ich rief Lale nicht an. Sie war dieser Tage schon depressiv genug, da brauchte ich nicht auch noch meine Sorgen bei ihr abzuladen. Das hatte ich nicht mehr nötig. Ich liebte meine Freunde wieder. Ich freute mich, daß ich nicht die Mutter einer fünfjährigen Tochter war und nicht ständig teure Kosmetika irgendwo auf meinem Körper applizierte. Ich war froh, keinen Ehemann zu haben und für niemandes Sexualleben verantwortlich zu sein.

Ich ging zu Fuß die ganze Strecke von Kuledibi bis hinüber nach Sultanahmet, durch Straßen, die nach dem sintflutartigen Regen von vor ein paar Tagen ein bißchen Kühle verströmten. Sultanahmet und die Yerebatan-Zisterne sind meine Lieblingsorte. In einer Zeit, in der ich sehr bedrückt war, noch bedrückter als jetzt, ging ich häufig dorthin. Ich fand, es war ungeheuer beruhigend, wenn sich Tropfen von der Decke lösten und auf meinem Kopf landeten. Dabei ist das doch eine Foltermethode, oder? Heißt das vielleicht, daß alles zur Folter werden kann? Also auch etwas, was normalerweise Vergnügen bereitet?

Kasım Arslan und ich tranken zusammen Tee und unterhielten uns über die bevorstehenden Wahlen. Ich versuchte zu erraten, welcher Partei er wohl seine Stimme geben würde, aber ich fragte ihn nicht danach. Die Türken reden über diese Dinge ganz ungeniert, sie erzählen sich sogar gegenseitig, wieviel sie verdienen. Arslan beklagte sich un-

aufhörlich über die hohen Lebenshaltungskosten und die niedrigen Beamtengehälter. Damit wollte er offensichtlich zur Bestechung überleiten. Schließlich nannte er eine Summe. Er sagte, das Geld sei nicht für ihn allein. Am Gelingen dieser Angelegenheit seien noch andere Leute beteiligt. Mit denen müsse er es sich teilen. Aus irgendeinem Grund rechnete ich den Betrag, den er mir genannt hatte, im Kopf in Euro um. Ach ja, ich weiß, warum: Ich verglich den Betrag mit der monatlichen Mieterhöhung, die die Wohnungseigentümerin forderte. Es war doppelt soviel. Um die 300 Euro. So wenig. So billig. Ich hätte sowieso alles bezahlt, was er verlangte, schließlich bekam ich dadurch die Möglichkeit, eine Wohnung zu kaufen und die Vermieter für immer loszuwerden. Wenn dann doch nichts daraus wurde, hatte ich eben Pech gehabt.

Ich ging zum Automaten, um Geld zu ziehen. Arslan wartete unterdessen im Teegarten auf mich. Er hatte eine Liste mit den Adressen von vier Wohnungen in Kuledibi und Umgebung dabei, die dem Schatzamt überschrieben werden sollten.

»Die Verfahren bezüglich dieser Wohnungen laufen noch. Wenn sie abgeschlossen sind, werden sie zum Verkauf ausgeschrieben«, sagte er. »Schauen Sie sich die mal an. Wenn Ihnen eine zusagt, werden wir uns darauf konzentrieren.«